

„EUROPA UND DAS EUROPA DER KÜNSTE“

Durs Grünbein und Adam Soboczynski

Durs Grünbein

In seiner Antwort auf unsere Einladung zur Konferenz „Denkraum Europa“ wies Durs Grünbein auf seinen Text „Hinterm Deich“, da er zum Thema passen würde, deshalb sei er hier zitiert. Er beschreibt darin Johannes Vermeers Bild „Ansicht auf die Stadt Delft“, das im Den Haager Mouritshuis hängt:

“(.....) Vermeer erschrickt. Am Backsteintor, zur Straße hin wächst jetzt ein Schatten. Regenschwer, dort hinterm Deich, was kommt, sagt ihm die Wolkenfront. Verschwinden wird, schon bald, im ganzen Stadtgebiet, was er am meisten liebt. Kein Tupfer mehr im Häusermeer - wo sich ein Korb, zitronengelb, ein grauer Kirchturm sonnt am Kai des Kolk, vor dem die Schute violette Furchen zieht.”

Kann Vermeers Seh-Erfahrung wohl als Symptom für einiges gelten, was wir heute in Europa zu erkennen glauben?

Er wolle keinen Vortrag halten, sondern ein Gespräch führen, schrieb Durs Grünbein, dazu fand sich Adam Soboczynski bereit.

Grünbein ist Dichter, Schriftsteller und selbst Philosoph im Mantel des Romanautors. Er wuchs in Hellerau bei Dresden auf, damals noch in der DDR, und studierte später Theaterwissenschaften in Berlin. Seinen Herkunftsorten widmete er 2005 zwei Bücher: „Porzellan, Poem vom Untergang meiner Stadt“ und 2015: „Die Jahre im Zoo“. Nach der Wende reiste er durch die Welt und blieb als Gast des German Departments an der New Yorker Universität und als Gast des Dartmouth College und der Villa Aurora in Los Angeles. Schliesslich kehrte er nach Berlin zurück und arbeitet im Wechsel in Rom als freier Schriftsteller. Seit zwölf Jahren lehrt er zusätzlich als Professor für Poetik im Wechsel an Akademien in Düsseldorf, Hamburg und Leipzig. Aber er studiert auch selbst: Seit einiger Zeit interessiert sich Durs Grünbein intensiv für Kunstgeschichte, Neurologie und Philosophie, worüber er vielfach publizierte. In einem seiner philosophischen Romane: „Vom Schnee oder Descartes in Deutschland,“ (2003) denkt sich Grünbein in ein Gespräch zwischen

dem Philosophen Descartes und seinem Diener, denn auch dieser Knecht sei an sich Philosoph. Schnee ist für beide ein Symptom für die Decke, die alles gleichmacht. Darunter aber sei alles bunt und verschieden, nur sähe es dann keiner. Heute wird Durs Grünbein selbst ein Gespräch führen. (Antje von Graevenitz)

Adam Soboczynski

Manche Menschen wünschen sich eine Begegnung mit Filmstars wie George Clooney. Ich hatte immer den geheimen Wunsch, einmal die Macher zu treffen, die für das Feuilleton der Zeitschrift DIE ZEIT verantwortlich sind. Deswegen freue ich mich besonders, dass Adam Soboczynski unser Gast ist. Gemeinsam mit Iris Radisch leitet er dort das Ressort. Ferner ist er Autor zahlreicher Bücher. Über Kleist schreibt er genauso geistreich und unterhaltsam wie über die Frage, warum polnische Putzfrauen den Gedanken der deutschen Leitkultur verkörpern, oder was es für die Gesellschaft bedeutet, wenn sich der schnodderige Hausmeister plötzlich Facilitymanager nennt.

Das Thema des folgenden Gesprächs ist „Das Europa der Künste“. Wird es darum gehen, was die europäische Kunst ausmacht (deren Förderung oder deren Inhalt)? Oder ob die europäische Kunst nur noch für die Elite zählt? Oder was Kunst in Zeiten des Populismus ausrichten kann? Wird es ein Streitgespräch oder ein Zwiegespräch? Lassen wir uns überraschen. (Bibiana Malay-Fuchs)

S. Ja, ganz herzlichen Dank für beide Einführungen. Ich habe einen Vorschlag von Durs Grünbein, dass wir dieses Gespräch unter das Motto: Europa und das Europa der Künste stellen.

Ich glaube, es ist kein Widerspruch, wenn wir mit dem Persönlichen anfangen, unserer Kindheit. Wir sind mit dem sog. Eisernen Vorhang aufgewachsen, und ich fragte mich schon immer, ob es Unterschiede gab. Wie war es damals in der DDR? Wurde Europa dort auch so emphatisch aufgenommen? Inwiefern war das eigentlich ein Begriff im Alltag oder in der Sozialisation?

DG. Ich bin 1962 geboren. Da stand die Mauer schon ein Jahr lang. Meine Eltern sind in dieser Falle hängengeblieben. Der Vater, Ingenieur, wollte eigentlich in West-Berlin weiterstudieren, und die Mutter, Chemielaborantin, war schwanger. Also blieb man in der

Nähe der Familie. Das elterliche Umfeld hat mich sehr bereichert, da es naturwissenschaftlich geprägt war. Aber man saß eben in der Falle. In diesem Tal der Ahnungslosen hörte man damals den Deutschlandfunk und die Gespräche über das, was Demokratie ist, und warum es in dem Land, in dem wir lebten, anders aussah. Damit war aber auch klar, dass ich – irgendwann – einmal wegmüsste, und das gar nicht primär aus politischer Unzufriedenheit, sondern als angehender Künstler, der sich im Ausland weiter ausbilden will: durch Besuche von Ausstellungen, Museen und vor allem Theatern. Das habe ich später dann auch intensiv betrieben. Zunächst aber bin ich aus dem Studium ausgestiegen und habe einen Ausreiseantrag gestellt. Das geschah nicht so lange vor der Wende, so dass ich eigentlich erst im Zuge dieser Wende in das andere Europa kommen konnte. Doch war von Europa damals noch wenig die Rede. Das war eher eine Chimäre. Ich weiss noch heute, wie mich zunächst einmal die unmittelbaren osteuropäischen Nachbarländer angezogen haben. Wenn man im Osten aufwuchs, war man ziemlich schnell in Prag, meiner ersten Sehnsuchtsstadt: Sie sah so ganz anders aus, auch die Antiquariate waren anders, und man traf auf einen anderen Menschenschlag. Doch kam bald, im Dezember 1981, der Kriegszustand über das Land: für mich die erste Erfahrung einer Abriegelung, denn beim Einmarsch in die CSSR 1968 war ich für eine solche Wahrnehmung noch zu jung gewesen. Natürlich. Die neue Doktrin der Sowjetpolitik gegenüber Polen war nicht zu übersehen, und umgehend schloß sich auch die DDR an. In dieser Zeit war ich bei der NVA, der Nationalen Volksarmee, leistete meinen Wehrdienst ab. Das war die nächste Lektion, und ich wußte: Ich muss hier raus. Allerdings hatte ich ja auch einen Eid geleistet, und deswegen wäre ich nie getürmt.

S. Die Grenze der DDR war ja nicht nur nach Westen geschlossen, sondern auch zum Osten hin.

DG. Genau, zu Polen, was ja besonders grotesk war: noch mehr Klaustrophobie! Übrigens war es gar nicht so leicht, in die anderen osteuropäischen Länder zu reisen. Nehmen wir Russland. Russland habe ich eigentlich erst nach der Wende kennengelernt. Davor hätte man einen Besuch bei Intourist buchen müssen, aber von dieser

Einrichtung wurden vor allem Gruppenreisen organisiert. Man hätte auch das erwägen können, aber ‚Europa‘ – das gab es für mich nicht. Nur eine Osteuropa-Idee, und die hieß: sozialistische Bruderländer.

S. Man sprach nicht vom Osten. Man dachte ja nicht an einen Kontinent oder eine westliche Konstitution, die sich in diesem Land verwirklicht hat, sondern eher an so etwas wie den Westen.

DG. Im Osten träumte man über den ‚Atlantik‘.

S. Das war wieder ein anderer Ansatz. Du hast ja auch ein Buch „Jahre im Zoo“ geschrieben, ein Erinnerungsbuch, das sich mit der Region auseinandersetzt, die natürlich schon damals in einem ganz anderen Fokus stand. Insofern ist dort eine starke Familiengemeinde, eine berüchtigt nationalistische, wie man es heute auf den Demonstrationen in Dresden erleben kann, die über die Grenzen hinaus berühmt geworden sind. Dazu habe ich eine ganz banale Frage: Woher kommt das und was ist das?

DG. Diese Frage nach einer Diagnose muss ich schon seit einiger Zeit immer wieder beantworten. Mein Buch dreht sich aber gar nicht so sehr um die Stadt Dresden, sondern um eine kleine Gartenstadt im Norden der Stadt, um Hellerau, entstanden 1909 als Reformsiedlung. Sie war in diesem Sinne absolut modern, eben ein europäischer Ort. Das ist es, was mich im Nachhinein daran fasziniert hat. Obwohl es sich nur um einen kleinen Ort handelte, gingen dort Leute wie Kafka oder Shaw ein und aus, bis es 1914 mit Kriegsbeginn damit vorbei war. Davon hat sich Hellerau zumindest als kultureller Ort nie wieder erholt. Zu seiner großen Zeit aber war Hellerau eine ‚konkrete Utopie‘. Solche Siedlungen gab es zwar an mehreren Orten in Europa, aber Hellerau war ein besonderer, mustergültiger Fall im Gegensatz zur Stadt Dresden, zum Zentrum, meinem Ausgangspunkt: dieser Barockstadt, von der man immer wieder behaupten hörte, sie sei eine der schönsten italienischen Städte nördlich der Alpen gewesen. Diese Geburt Augusts des Starken, diese Italianità mit ihrer südlichen Ausrichtung, auch als politische Bühne z. B. gegenüber Preußen. Diese Barockperle zog

noch im 20. Jahrhundert viele Reisende an. Es war ein Edelstein, der – so empfand es auch Adolf Hitler – einer ganz besonderen Fassung bedurfte, und zwar aus seiner Sicht einer nationalsozialistischen. Dafür konnte er, in Dresden wie überhaupt in Sachsen, auf eine damals starke braune Anhängerschaft rechnen.

Es liegt nahe, die jüngsten Erscheinungen damit in Verbindung zu bringen, aber das trifft es nicht. Ich würde sagen, es hat heute in dieser Ecke Deutschlands viel zu tun mit Kulturkonservatismus. Der war, wenngleich immer ein bisschen überzogen, doch gewissermaßen erträglich. Sie haben auch mit der totalen Zerstörung im Zweiten Weltkrieg zu tun, weil dadurch eine Art Phantomschmerz entstanden war – umso mehr, als die Leute in der Sehnsucht lebten, Dresden wiedererschaffen zu wollen. Das erklärt den eben doch ziemlich rapiden, geradezu brachialen Wiederaufbau der Frauenkirche. Man kann diesen besonderen Lokalpatriotismus auch positiv sehen. Er ist dort stärker ausgeprägt als in ähnlich zerstörten deutschen Städten.

Nun machte man es aber in Dresden anders: Zunächst ist Dresden vor allem die Bühne für rechte Demonstrationen geworden. Ein paar Einheimische und wir rätseln darüber, warum es die Stadtobere nie schaffen, die Demonstrationen auf die grüne Wiese hinauszudrängen. Nun gut, wir haben ein Demonstrationsrecht, das kompliziert die Sache. Mittlerweile haben sich die Demonstrationen eingebürgert, und deshalb zieht die Stadt Demonstrationstouristen an aus allen Teilen Europas. Aus Holland ist Geert Wilders angereist und aufgetreten. Außerdem finden dort Treffen von AfD und Pegida statt. Ich habe lange gerätselt, ob diese verschiedenen Richtungen zusammenfinden würden. Neuerdings gab es solche gemeinsamen Zusammenkünfte auf dem Altmarkt. Dort hielt dieser Herr Höcke aus der jungen AfD eine Rede. In Dresden wurde gar nicht überdurchschnittlich rechts gewählt, doch gab es bereits nach der Wende eine massive CDU-Ausrichtung. Die SPD hatte dort keine Chance, und die Grünen auch nicht so recht. Vielleicht muss man die lokale Form der CDU etwas näher betrachten: Sie legte eine gewisse Duldung gegenüber rechten Bewegungen an den Tag, die es überhaupt erst ermöglicht hat, dass sich das rechte Lager so hat einnisten können. Inzwischen ist der Ruf der Stadt versaut! Es gibt Publikationen, die zwischen den politischen Grundeinstel-

lungen und Bewegungen einen Zusammenhang herstellen wollen. Das Hannah Arendt-Institut etwa betreibt dazu seine Forschungen. Und es gibt Feldstudien, in denen die Mentalität der Bevölkerung untersucht wird...

S. Ja, - von dem Politologen Franz Walter, der ein Psychogramm der Pegida-Anhänger erstellte.

DG. Es ist die Stadt der Rechten geworden.

S. Die Proteste sind nicht allein ein Dresdner Phänomen, aber es ist auch ein mittel- und osteuropäisches Phänomen, glaube ich zumindest. Es kamen ja auch die dementsprechenden Sprüche: „Wir sind das Volk!“ Also im Prinzip begreifen sie sich als demokratische Bewegung, die gegen die Obrigkeit auf die Strasse geht, die sich mutig, sozusagen demokratisch, gewissermassen gegen die EU, gegen die europäische Integration, also insgesamt gegen ganz bestimmte Integrationsströme richtet. Ich überlegte, ob viele in Dresden das Gefühl hätten, dass etwas über unsere Köpfe hinweg bestimmt würde wie bereits vor 1989, und deshalb erklärten: „Wir kämpfen gegen einen Internationalismus an“, den sie damals schon nicht akzeptieren wollten. So könnte man dies als Konstante gegen die sozialistische Doktrin betrachten und gegen das, was heute an EU-Apparat und Globalisierungseffekten zu besichtigen ist.

DG. Ja, das ist so eine gängige Gleichung. Aber für mich stellt das nur eine Facette dar. Bei mehreren Besuchen ist mir auch aufgefallen, wie heterogen diese Menge ist. Man sieht es an den Plakaten, man hört es an den Redebeiträgen, erkennt es an der Themenmischung. Natürlich sind sowohl der Anti-Islamismus fester Bestandteil jeder Veranstaltung als auch eine gewisse regressive Sehnsucht nach der Nation. Dann ist noch ein weiterer, giftiger Anteil im Cocktail, der seine Berechtigung aus diesem an sich wichtigen Gedenken an den 13. Februar 1945 der Zerstörung Dresdens zieht – ein gewissermaßen gefühlsrevisionistischer Ansatz. Den halte ich für besonders perfide, weil wir im Sinne der historischen Aufklärung bereits viel weiter gekommen sind. Es handelt sich bei den Sympathisanten ja teilweise um Leute meines Alters – oder jünger.

Die haben noch zu DDR-Zeiten die Schule besucht, und ich erinnere mich gut daran, was wir gelernt haben: eben nicht das. Aber über alles erhebt sich diese Urange, die Furcht vor der Globalisierung. Das ist so ein dumpfes Gefühl. Es betrifft alle hier in Europa, dass Prozesse in Gang gesetzt wurden, die wie Naturgewalten über uns kommen, die wir nicht steuern und die wahrscheinlich auch Brüssel gar nicht steuert. Wohl geht es in Deutschland sozial fast allen Menschen viel besser als in Zeiten wirklicher Kriege, und es handelt sich um eine Nation, in der sozial doch einigermaßen Ruhe und Ausgleich herrschen. Gerade hierzulande aber, in Dresden und Sachsen, wird die Angst besonders inszeniert. Eigentlich versteht man das nicht, wenn man Städte wie Duisburg kennt, oder andere Städte, wo tatsächlich die kulturell Anderen noch viel zahlreicher und fremder sind. Dort reagiert man viel gelassener. Ebenso im Rheinland. Man merkt sich deshalb besonders Dresden. Zu einem einfachen Schluss kommt man nicht. Was hat das alles nun mit der Europa-Idee zu tun? Warum hat Europa gerade da so schlechte Karten? Das ist die Grundfrage.

S. Ja, eine Grundfrage. Europa – ist das nicht in Wahrheit ein Elitephänomen? Betrifft es, wenn man die Künste jetzt ernst nimmt, nicht vor allem die Leute, die von Tagung zu Tagung reisen, die heute hier sitzen und morgen in Rom sind, übermorgen in (Gelächter im Publikum) Madrid auf irgendeinem Podium sitzen, vielleicht hier ein Kunstprojekt haben, oder dort – dann fährt man vielleicht ein paar Wochen später nach Granada und hat dort den Roman fertig? Überall gibt es Institutionen, die einen unterstützen. Manchen geht es auch nicht gut dabei, aber immerhin. Es gibt eine Reihe Fonds, die solche Dinge unterstützen. Oder es gibt diese Blase, in der wir leben, in der wir hinter Journalisten herlaufen, in dieser, könnte man sagen, sich selbst reproduzierenden Elite.

DG. Dem frustrierten Publikum muss es so erscheinen, dass es da offensichtlich eine abgehobene Schicht von Leuten gibt, die von Journalisten hofiert werden. Die Kulturschaffenden gehören dazu.

S. Es ging um die kulturelle Elite und die einfachen Leute-

DG. Es ging um die Bodenständigen, die während der meisten Zeit ihres Lebens an einen Ort gebunden sind und all das als Jet-set-Geschehen, als Vielflieger-Veranstaltungen und elitäres Kulturgeschwätz begreifen. Es ist mir aufgefallen, dass da ein Konflikt entstanden ist. Ob sich dieser Konflikt noch verschärfen wird, weiss ich nicht, aber man hört böse Stimmen. Sie haben es ausgesprochen: Quer durch Europa existiert ein System der Subvention. Man will das Beste, die Qualifiziertesten fördern. Für unsereinen ist es die natürliche Lebensform geworden. Zu meiner Verteidigung muss ich allerdings hinzufügen: Ich habe ein solches Leben nie gesucht. Gerade habe ich mich wieder mit einem Dichter des 20. Jahrhunderts beschäftigt, der dann allerdings eine unrühmliche Rolle gespielt hat: mit Ezra Pound, damals eine Schlüsselfigur der amerikanischen modernen Dichtung. Pound geht als junger Mann nach Europa, zunächst nach Venedig, dann aber auch nach Frankreich. Bald ist er überall zu finden. Ich würde ihn als typischen Europadandy dieser Zeit betrachten, mit wenig Geld übrigens, ein Lebenskünstler. Es ging ihm darum, an diesen Orten der Kultur anwesend zu sein, dort wirksam zu werden, sie zu beeinflussen. Eine ähnliche Figur, die uns Deutschen näher liegt, wäre Rilke. Wir wissen, dass diese Leute nun einmal und immer Mäzene brauchten. Zu Rilkes Zeit gab es unsere heutigen Subventionsprogramme noch nicht. Er musste auf Schlösser eingeladen und ausgehalten werden. Aber entscheidend war die Lebensform dieser Männer als Künstler, die sie, häufig unter Entbehrungen, angestrebt haben. Das waren keine Karrieren im heutigen Sinne, und bei nicht wenigen hat diese Existenzform auch ins Scheitern geführt. Aber sie entsprach einem inneren Drang, einem schöpferischen Trieb. Mit diesem Argument würde auch ich mich immer verteidigen, obwohl ich aus der eigenen Familie weiß, wie das ist, wenn man an der Scholle, am Haus, am eigenen Grundstück klebt und es nicht aufgeben und verlassen will. Schreckgespenst Entwurzelung! In Dresden kenne ich jetzt etliche Familien, durch die ein Riß geht bis zur Unversöhnlichkeit. Es geht sozusagen ans Eingemachte, oft ein dramatischer Prozeß, der die familiäre Substanz und Identität untergräbt und zerstört. Beunruhigend wie so viele Prozesse, die derzeit zu beobachten sind.

Neulich wurde darüber diskutiert, wie der AfD-Wahlkampf oder die AfD-Argumentationslogik funktioniert. Zunächst ist da eine

Provokation – so steht es gewissermaßen in ihren Strategie-Papieren. Pegida wiederum, scheint mir, ist der klassische Fall einer Störbewegung, sie ist so unkonstruktiv. Als Störbewegung hat sie etwas Situatonsistisches. Früher waren es übrigens Linke, die erklärten: „Wenn wir nicht weiter wissen, was wir verbessern können, kann man immerhin stören, permanent ein Stachel im Fleisch sein.“ Viele dieser Gesprächsangebote, die bekanntlich auch ausgeschlagen wurden, halte ich für sinnlos. Man kann sich nicht über etwas verständigen, was keinen konstruktiven Wert ergibt. Der anderen Seite geht es tatsächlich nur ums Stören. Und darum, das Mikrofon auch einmal an sich zu reißen.

S. Ich wollte noch auf etwas anderes zu sprechen kommen, weil wir auch über das Europa der Künste sprechen. Ihr Aufenthalt in Rom, hängt der auch mit den Künsten zusammen? Und was hat das auch mit Gesprächen mit Künstlern zu tun? Haben Sie aus diesen Gesprächen Dinge erfahren, die Sie, wenn Sie in Deutschland geblieben wären, nicht mitbekommen hätten?

DG. Wir sind für ein ganzes Jahr für das Stipendium der Villa Massimo nach Italien gezogen. Danach haben wir beschlossen, auf unbestimmte Zeit in Rom weiterzuleben – auch mit den Kindern. Aber es stellte sich heraus: Alles sehr kompliziert, und gefördert wird es, nebenbei bemerkt, auch nicht. (Lacht.) Es ist schwierig, Europäer zu sein und als solcher zu leben, indem man nicht bei seiner Familie ist, indem man sich dreimal im Monat an den sogenannten Hotspots einfindet, und das alles auf eigene Faust. Es hat fast schon etwas Heroisches und geht auch immer mit Verlusten einher. In unserem Falle sollten es, aus persönlichen Gründen, Rom sein und Italien, und daraus ergab sich durchaus ein gewisses Maß beruflicher Arbeit. Manchem mag diese Fixation auf Italien etwas antizyklisch erscheinen: Als moderner Künstler geht man eher nach New York oder vielleicht nach London. Aber für uns war seit jeher der Süden von besonderer Anziehungskraft, Italien, die Mittelmeerkultur. Hinweise, Diskurse, die in diese Richtung zeigten, haben mich immer interessiert: So hat ja Sarkozy eine Union der Mittelmeerländer vorgeschlagen, ein gar nicht so neuer Gedanke. Schon in den dreißiger Jahren brachten Dichter wie Paul Valéry und Gott-

fried Benn solche Gedankengänge auf. Aber es blieb folgenlos, eröffnete keine Tradition. Für mich aber liegt der Gedanke ganz nahe: Es würde zu einer anderen Form Europas führen, das mit mehreren Geschwindigkeiten auf ein gemeinsames Ziel zusteuert. Auch der Regionalismus hat in diesem Rahmen meine Sympathie: Die südeuropäischen Länder entlang des Mittelmeeres haben ganz andere Probleme, sind sozial auch anders strukturiert als wir hier im Norden. Ihre Arbeitsproduktivität ist nicht die unsere, kann es nicht sein. Ich habe begriffen, wie sich dieser ganze Migrationsprozess aus Afrika und aus dem Vorderen Orient aus italienischer Sicht darstellt. Aus unmittelbarer Erfahrung begreift man, was dieses Land vor Ort Heroisches geleistet hat und leistet, während sich der Rest Europas eher verhärtet. Die Kastanien aus dem Feuer holen, mussten immer die Italiener. Zivilgesellschaftlich betrachtet, ist das, was da passiert, sogar ein gutes Zeichen. Interessanterweise verschwanden im September 2015, als in Deutschland die Grenze geöffnet wurde, ganz viele der Immigranten aus den italienischen Städten. Hatte ihnen der italienische Staat noch ein Taschengeld zugesteckt, damit sie sich auf den Weg nach Norden machten? Aber jetzt sind sie wieder da. (Lacht.) Es war eine punktuelle Maßnahme, löste aber nicht die Probleme.

Ich habe an Perspektiven und Verständnis für diese andere, südeuropäische Kultur gewonnen, nicht zuletzt, weil mich die Literatur stark anzieht. Umgekehrt entwickelt sich dort auch ein landesweites Interesse an Germanistik. Ich erlebe großartige Veranstaltungen, Festivals aller Art, die eine besondere Liebe zur Poesie bezeugen. Das spricht mich persönlich sehr an, ja, es ist der allerpersönlichste Aspekt, unter dem ich die Entwicklungen betrachte.

Eine Sache, die mich auf Grund meiner Reisen quer durch Europa bei genauerer Kenntnis der jeweiligen Kultur beschäftigt, ist die Frage, warum wir es bisher nicht geschafft haben, einen gemeinsamen medialen Überbau zu schaffen. Mir fällt tatsächlich vor Ort immer wieder auf, dass jede mediale Perspektive stets nur national bestimmt ist. Es bedeutet dies, dass die eigene Sicht fortwährend durch das ganze Prisma der alten eigenen Kultur gebrochen wird. Wie schauen die Italiener darauf? Wie Frau Merkel und umgekehrt? Was sagen die Polen zu Putin usw.? Anscheinend gibt es in Europa kein wirkliches Interesse daran, einen gemeinsamen Me-

dienpool zu schaffen. Ich meine damit nicht so eine Goodwill-Geschichte, so eine Art europäische Deutsche Welle oder ähnlichen Unsinn, sondern tatsächlich Organe, die dann auch mit Interesse in diesen europäischen Ländern gelesen oder wahrgenommen werden. Es könnte ein Fernsehkanal sein, der die verengten nationalen Sichtweisen aufbricht und zeigt, dass wir aufeinander angewiesen sind und uns füreinander interessieren sollten.

S. Ja, womit hängt das zusammen? Dass keine europäische Öffentlichkeit vorhanden ist in der Breite, obwohl sie demokratisch strukturiert ist. Die meisten demokratischen Prozesse verlaufen alle eigentlich über die Nationalstaaten und werden dann erst in Europa vermittelt. Das ist natürlich der erste Grund. Der zweite ist schlichter, banaler: Es liegt an der Sprache, nicht wahr? Wir müssten vor allen Dingen ein Organ haben, das vor allem aus Übersetzern besteht. Die Franzosen haben viel mehr Übersetzer. Das liesse sich alles organisieren und auf den Weg bringen.

DG. Es gab ja auch Versuche von der linken Seite – nehmen Sie nur die TAZ –, mit Partner-Zeitungen ins Gespräch zu kommen. Es zeigt sich, dass dann gewisse Debatten anders verlaufen.

Damit bin ich beim nächsten Thema. Was wir hier so erleben, ist die Hegemonie gewisser Diskurse, die einem dann über Wochen und Monate nicht mehr aus dem Kopf gehen. Man könnte sie auch in andere Richtungen lenken. Die Medien bleiben aber alle auf derselben Spur. Nehmen wir das ständig wieder auf- und abgegriffene Thema des Islam: Auch da gäbe es mögliche Perspektivenwechsel. Ein Stichwort für eine fruchtbar neue Betrachtungsweise, die aus Frankreich kommt, weil es dort erstmals Literatur dazu gibt, wäre ‚Islam und Psychoanalyse‘. Darüber fehlt ein grosser Diskurs. Allzu schnell reden wir immer wieder über Religion. Wie ich gerade in einem Vortrag gehört habe, gibt es teilweise Ad-hoc-Konvertiten, die in Wirklichkeit längst ein säkulares Leben geführt haben. An dieses Phänomen könnte man doch mit der Fragestellung herangehen: Was heisst das psychoanalytisch? Oder anders gefragt: Um wen handelt es sich bei solchen Konvertiten eigentlich aus der Sicht avancierter psychologischer Theorie? Eine derartige Diskussion findet in der islamischen Welt aber nicht statt – wohl weil sie auf ei-

nem zunächst jüdischen Diskurs aufsetzen würde, der als solcher erst einmal verdrängt wurde. Aber vielleicht richtet sich da manches langsam auf, vor allem in den europäischen Ländern, dort, wo Muslime bereits in der dritten Generation leben. Das wäre ein Prozess, der durch die Medien gestützt werden könnte. Ich wünschte mir viel mehr solcher Betrachtungen anstelle eines weiteren Spezials über Salafismus.

S. Ich verstehe Ihr Problem, was die Medien angeht. Das Problem ist natürlich in erster Instanz, dass es DIE Medien nicht gibt. Es gibt natürlich bei jedem Medium ökonomische Interessen. Der Fall von dem Medium DIE ZEIT zeigt: Gibt es europäisch dafür einen Markt? So ja, nutze ich den sofort. In dem Moment, wo mir das zu aufwendig erscheint, lasse ich das. Es gibt auch im Netz unzählige Projekte, beispielsweise eine Netz-Zeitung, die in unzählige Sprachen übersetzt wird. Aber es ist ein Nischenprogramm.

Wir wollen uns eigentlich die ganze Zeit von dem gegebenen nationalen Bezugsrahmen absetzen, wir wollen sagen, es wäre doch jetzt an der Zeit, mit der heutigen Situation in Europa einfach aufzuhören und alles einzustampfen, weil sich dieses Europa der Nationalstaaten längst überlebt hat, und es wäre doch an der Zeit, sich nicht so sehr auf die Regionalisten, sondern sich auf so etwas wie eine europäische Republik gründen. Wäre das wünschenswert, den nationalen Bezugsrahmen aufzugeben?

DG. Nun, die Förderung der Regionalkultur, wie man so schön sagt, ein Europa der Regionen, ist ein Wert an sich. Ich bleibe bei meinem Beispiel Italien. Der durchschnittliche Italiener ist nicht nach Nord-Süd ausgerichtet, sondern nach Ost-West. Wenn wir westlich vom Appenin wohnen, dann sind wir eher dem Tyrrhenischen Meer zugewandt. Auf der östlichen Seite eher dem Adriatischen Meer. Die Leute kommen manchmal ein ganzes Leben lang nicht an die andere Küste, so nahe die auch ist. Es gibt eine regionale Verwurzelung, die sich auch in der Küche, in den Dialekten und den verschiedenen Kleinindustrien zeigt. Das alles muss dringend gefördert werden, weil diese Eigenheiten durch die Globalisierung ausradiert werden könnten. Das wiederum müsste dazu führen, dass immer mehr Menschen entwurzelt würden. Ich würde das

sehr bedauern. Ich bedaure überhaupt jede Vernichtung innerhalb der kulturellen DNA. Um jedes Genom, das dort ausfällt, ist es schade. Der Reichtum solcher Mittelmeerkulturen beruht nun einmal auf dem ausgeprägten Regionalismus. Man könnte die Regionalismen unter Naturschutz stellen, überlegen, welche Bereiche die EU massiver fördern sollte. Für den Außenstehenden hat es allerdings den Anschein, daß daran kein wirkliches Interesse besteht. Ja, man setzt massive Fördermittel ein, aber den offiziellen Verlautbarungen nach zeigt sich kein wirklich emphatisches Verhältnis zu dieser Form der Politik.

Eher gilt das rhetorische Interesse der Politik dem Begriff der Integration. Ein merkwürdiges Wort. Was soll nicht alles integriert werden und am Ende ein Gebilde ergeben mit allen Eigenschaften eines technoiden Produkts! Es müßte überzeugende, leidenschaftliche Werbung für Europa gemacht werden mit realen und triftigen Zielen. Die Feiertagssprüche und großen Europareden werden es nicht richten können. Die kommen bald nicht mehr an, verhallen im Nirgendwo.

S. Wünschenswert wäre eine grundlegende Veränderung an diesem seltsamen Gebilde. Ich wollte auf die politischen Aspekte noch zu sprechen kommen, nämlich auf das Buch von Jason Brannon mit dem Titel „Gegen Demokratie“, das 2017 erschienen ist. Er behauptet, dass das europäische Problem vor allem ein Demokratie-Problem wird. Vor dem Hintergrund dieser Populisten, die hier aufziehen, hat man auch den fundamentalen Bildungsmangel beklagt, der das europäische Projekt, oder auch demokratisches Projekt, weitgehend verhindere und dass es dadurch Partizipationsprobleme gäbe. Verstehen Sie, worauf ich hinaus will?

DG. Ja. (Lacht.) Stichwort Brexit – ja oder nein –, das ist eine schwierige Frage. Ich glaube nicht, dass wir hier wie in anderen Fällen wirklich von Volksentscheiden sprechen können. Ich sage nicht, dass die Ergebnisse manipuliert wurden, aber ich behaupte, dass es an realer Aufklärung über die Folgen, die Praxisfolgen, gefehlt hat. Viele haben das erst im Nachhinein gemerkt. Wir könnten es ja fürs erste ganz kühl, sozusagen technokratisch angehen und den Brexit als lehrreiches Experiment betrachten: Was passiert, wenn so eine alte ein-

zelle Nation sich wieder abspaltet und eher auf Autarkie setzt? Ich glaube, dass das in einem globalisierten Zeitalter nicht funktionieren wird. Ich habe lange vor dem Brexit gesagt: Wenn die Engländer wegdriften, werden sie notwendigerweise mehr nach Amerika hindriften. Das ist völlig logisch, und es passiert ja auch. Mittlerweile hat Trump sogar schon Angst, dass ihm die Briten die Arbeitsplätze wegnehmen. Also taugt der Brexit aus amerikanischer Sicht dann doch weniger als die europäische Integration. Wir stoßen immer wieder auf diese vielen Widersprüche. Aus ungarischer Sicht etwa halte ich das Experiment eines Ausstiegs für nicht geboten. Dabei weiß ich gar nicht genau, warum nicht. Einige weisen darauf hin, daß die Ungarn aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer in Europa seltenen Sprachfamilie zu sehr isoliert wären. Warum aber ist ausgerechnet in Ungarn so ein anti-europäischer Neo-Nationalismus spürbar? Er hat dort seinen Wortführer gefunden. In Polen ist es wieder etwas anders. Der Nationalismus besitzt viele Gesichter. Sofern damit eine kulturelle Selbstbedienung verbunden ist, hat er, finde ich, sogar positive Züge. Sie werden mich nicht so weit bewegen, dass ich dazu einen verbindlichen wertenden Satz sage. Nur soviel: Es gibt eine fruchtbare dialektische Spannung zwischen solch einer kulturellen Identitätssuche und der gleichzeitigen Sehnsucht nach Welt und Weltkultur.

S. Um nun direkt auf die Künste zu sprechen zu kommen, weil ich für DIE ZEIT arbeite: Wir haben dort einen Aspekt hineingeholt, der auf Unverständnis gestossen ist. Er legt einen Kanon der europäischen Literatur des 20. Jahrhunderts vor, „the best of“ in allen Jahrzehnten. Das Unverständnis bezog sich auf das Problem: Wo könne man eigentlich Grenzen ziehen, weder richtig national, noch europäisch, noch international? Komischerweise ergab es sich, dass die vielen Romane, die ich gelesen habe, so etwas wie einen Identitätskanon hatten. Es überraschte mich, dass mir beispielsweise spanische Romane, obwohl ich kein Spanisch kann, näher lagen als sagen wir mal Romane, die in Los Angeles spielen.

DG. Weil das keine Stadt mehr ist.

S. Und weil mir ganz bestimmte Verhaltens-Code näher liegen. Würden Sie sagen, dass es so etwas gibt wie eine europäische Kunst

oder eine europäische Literatur? Ist so etwas möglich in einem Europa der Künste, wenn man Europa nicht nur mathematisch erfassen müsste?

DG. Bis eben dachte ich noch, ja, durchaus, wenn es denn eine Matrix gibt. Sie beruht auf dem Fundament der antiken Kultur. Sodann gibt es die Höhen der christlichen Kultur, aus der ebenso wie aus der philosophischen Tradition die Aufklärung entstanden ist. Alle diese europäischen Strömungen sind zu einer, weitgehend auch europäisch bestimmten, Moderne zusammengefloßen. Diese aber ist in Euphemismus verfallen und in die grossen totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts abgeglitten, auf deren Trümmern wir dann groß geworden sind. Das ist in der Tat unsere Erbschaft, unser Fundament. Die kann man nicht verleugnen oder wegreden. Die kann man sich nur immer wieder aneignen. Ein Fluchtpunkt war einmal das Projekt ‚Amerika‘, das Siedlerprojekt europäischer Auswanderer. Aber einen solchen Fluchtpunkt haben wir nicht mehr. Vielleicht existieren noch andere metaphysische Fluchtmöglichkeiten. Wenn wir über eine Lebenskultur reden, dann ist das etwas, mit dem wir uns immer weiter auseinandersetzen müssen. Daher bedauere ich so etwas wie die sogenannte Bildungsdebatte durchaus, bedauere, dass der Traditionszusammenhang, den ich eben skizziert habe, nicht mehr richtig vermittelt wird, dass er auf Grund der demographischen Wende in der Bildungspolitik einfach abgeschnitten wird. Ich lehne also die Auffassung ab: „Dieser alte Kram, der macht uns nicht mehr fit für die Anforderungen der Zukunft!“ Ich möchte hier nicht mit Plattitüden aufwarten wie: Es gibt keine Zukunft ohne Herkunft. Aber ich erkenne an dieser Stelle vor allem Defizite, und die führen genau dazu, dass wir hier und da, was politische Debatten betrifft, in Teilen eine unmündige Bevölkerung vor uns sehen. Aus dieser Überlegung heraus ist es dann allerdings nur noch ein Schritt zu einer Frage wie: „Ja, dürfen denn alle gleichberechtigt wählen, wenn sie überhaupt nicht im gleichen Maße aufgeklärt sind und gar nicht wissen, was sie mit ihrer Stimme anrichten? Wenn sie dadurch möglicherweise sogar unsere eigene Lebensform zerstören?“ Das sind schwerwiegende Überlegungen. Spätestens an diesem Punkt möchte ich darauf dringen, dass die Eliten im guten Sinne aufpassen. Ich beschäftige mich ja ganz gern

mit solch extremen Denkansätzen. Aber wenn man in den letzten Jahren Konferenzen zu solchen Themen verfolgt hat und wenn man Anthologien neueren Datums liest, dann stellt man fest, wie sich etwa in der politischen Debatte ein besonderes Stichwort herauschält: das der ‚Regression‘. Dazu ist vor kurzem in der edition suhrkamp die Aufsatzsammlung ‚Die grosse Regression. Eine internationale Debatte‘ erschienen. Und jetzt möchte ich den erleben, den Gelehrten, der in den gegenwärtigen Zuständen etwas anderes sehen würde als Regression. Auch ich kann sie nur als Regression begreifen. Es geschieht ein Zurückrudern, weg von Positionen, die wir längst besetzt hatten. Ein Zurückkippen in atavistische Zustände. Ein Verlust an tatsächlicher, taktvoller Debattenkultur. Mir fällt in den letzten Monaten auf, wie der Ton auf der Gelehrtenebene allmählich aggressiver wird, beispielsweise in der Zeitschrift „Tumult“. Dieses berühmte linke Organ hat nun eine Rechtsdrift. Einzelne Namen emeritierter Professoren wären hier zu nennen, die sich plötzlich aus tiefster Besorgnis ultrakonservativen Werten zuwenden und eine aggressive Form der Regierungskritik betreiben. Das geschieht keineswegs nur auf der Straße, sondern wird auch aus sehr gelehrten Zirkeln heraus vorgebracht – mit einer Schärfe, die mich völlig irritiert. Was fangen wir damit an?

S. Ja, was fangen wir damit an? (Nun wird das Publikum einbezogen.)